

Max Pechstein

Von M. R. Schönlank

Un fervent de Pechstein schrieb diese richtend-schwärmerischen Zeilen an den Pan, — mit einem Brief des Künstlers.

* * *

Hier in den etwas engbrüstigen Zimmern des Salons Gurlitt muß ich an ein Ackererlebnis denken. Ueber die frische Erde stapft weitschreitend ein Mann, kurz hineinfassend, eng abwerfend die Saat in eine unbestimmte Zukunft. Einen Schritt hinter ihm, im Schweigen segnend, ein schwangeres Weib. Unter ihnen die Gleichgültigkeit der Scholle, über ihnen die ganze Ungewißheit der Himmelslocke.

So ist Pechsteins Kunst. Beladen mit der ganzen Schwere persönlicher Naturerlebnisse und uralte Saaten der schöpferischen Kraft in sie hineinwerfend. Da ist der Herbst mit der ganzen goldenen Pracht und dem ewigen Fallen seines Todes. Da kann nichts mehr aufstehen. Da ist das Meer in dem Takt seiner Bewegung, ewig Wellen rollend, auf und ab. Da ist ein Mensch, der gesund wird, mit dem ganzen Jammer der Schmerzen und dem erwachten Zweifel am Leben. Es liegt in der Art seiner künstlerischen Begabung, daß Pechstein jedes persönliche Stimmungserlebnis in das elementarste Darstellungsmittel der bildenden Kunst übersetzt: in die Figur. Meer und Morgen, Herbst und Düne werden bewegte Figur mit unverkennlicher Geste. Sie wächst so aus der Landschaft heraus, wie die Bäume, der Strauch und der Rasen. Sie sind wie Sand und Laub und Wasser. Und darum bewegen sie sich wie die ewigen Elemente, die sie in der Phantasie des Künstlers haben erstehen lassen.

Er, dem so sehr der Quell seines Schaffens in dem verlebendigen Fühlen der Natur liegt, muß notwendig einen besonderen Reiz vor der Aufgabe des Porträts empfinden. Eine ganz bestimmte psychische Gegebenheit in ihrem Wesen wiederzugeben durch einen notwendigen Rhythmus auf der Fläche, durch die eine mögliche Flächenerlösung, das ist in der Tat Pechsteins Stärke. Keiner schürft so tief wie er in das Wesen des Menschen hinab, keiner hat wie er den Mut zu allen

Tiefen und Untiefen des modernen Menschen. Wer hätte wohl diese moderne Dame à la mode de Gerson so auf die Fläche bringen können, daß wir hinter der ganzen Garnitur des modernen Weibchens noch den Funken Eva spüren? Pechsteins Porträts können das letzte Wort über einen Menschen sagen, darum sind sie in erstaunlichster Weise ähnlich.

Wie Pechstein bei seinem Bestreben, seinen lebendig gefühlten Erlebnissen dadurch eine höchste Ausdruckskraft zu geben, daß er zum Gestus der menschlichen Figur griff, die Illustration vermied, wird immer ein Geheimnis seiner Begabung sein. Doch kann man sagen, daß er weit in die Elemente hinunterstieg und sie erweiterte, indem er die Ausdruckskraft der einzelnen Linie und Farbe, ihrer Kombinationen und Massen prüfte und feststellte; und daß er höher hinaufstieg, indem er das Gesamterlebnis auf mathematische Grundform reduzierte und ihm damit eine bildmäßige Stabilität sicherte, die wir wohl aus der Tradition, aber nicht aus der impressionistischen Moderne kennen!

Man würde Pechsteins Wollen gröblich mißverstehen, wollte man ihn einen Naturalisten, Psychologen oder Formalisten nennen. Er ist von jeder Anekdote gleich weit entfernt. Das zeigen vor allem seine Stilleben. Hier war alles tot, Materie, Willkür. Hier konnte der Künstler frei den Sinn seiner schöpferischen Tat zeigen. Wir sehen, wie er die Grundelemente der Kunst darstellt: den fallenden Rhythmus in freier Verteilung der Massen, den steigenden in geschlossener Komposition. Die Stabilisierung der Gegenstände durch ihre Einzwängung in ein Rhomboid. Und die Gegenstände selbst? Da ist ein Apfel, auf den jeder Maler stolz sein könnte. Nicht weil ein Vogel hineinpicken oder ein kleines Mädchen ihn aufessen möchte, sondern weil es ein Apfel ist. Ein Apfel und nicht nur ein toter, materieller Farbklex. Da ist ein Tuch mit Ornamenten, in dem durch den Klang der Töne die Ornamentik aufgehoben und das Ganze stofflich lebendig gemacht ist. Auch diese toten Gegenstände gewinnen allmählich Leben, und das ist der Sinn der ganzen Kunst Pechsteins. Aus den Erlebnissen heraus eine Kunst schaffen, die fest und solide aber lebendig ist. Die nicht totschißt, sondern schafft, formt, bildet.

So erfüllt Pechstein die beiden Forderungen Cézannes, einer eigenen Sensibilität und einer eigenen Logik. Er geht den haarschmalen Weg zwischen den Klippen des Naturalismus und des Formalistischen. Die Banalität des nur Realen und das mit ihrer Wiedergabe notwendig verbundene Artistentum hat in Deutschland durch ihn seinen Ueberwinder gefunden. Alles trennt ihn von der vorigen Generation. Für ihn ist die Kunst wieder Gesetz

und zwar ein seit Anbeginn bestehendes und immer nur annähernd wieder von neuem zu erfüllendes Gesetz. Darum liebt er die alte Kunst. Nicht wie der Aesthet als Gaumengeschmack. Sondern um der Gesetze willen, die in ihr liegen und die auch in jeder neuen Kunst liegen müssen, will sie vor dem Geist der Geschichte nicht nur Totgeburten produzieren. Aber diese Gesetze sind nicht apriorische Formalien, die unbekümmert um jede Beschwerde durch reale Erkenntnis aus Geschmack oder Wissen zu befriedigen sind, wie neuerliche Formalisten und Aestheten, diese Gaukler des modernsten Kunstbetriebes, glauben machen wollen. Sie werden vielmehr in der Realität und nur in der Realität durch die reine Empfindung des Künstlers geboren. All die neuen Schlagworte von Abstraktion und kindlich primitiver Einfachheit berühren Pechsteins Wollen nicht. Nicht Einfachheit, sondern Einheit, nicht Abstraktion, sondern Schaffen, so sagt sein Werk ganz deutlich. Und damit ist in seinen Arbeiten eine reinliche Scheidung auch gegen die Formalisten und ihre Dogmen von der reinen Fläche und der reinen Farbe gezogen, die um nichts weniger banal und albern sind, weil sie jüngeren Datums sind als das Dogma von der Hellmalerei des Impressionismus.

Diesen von lockenden Schwindeln umgebenen Gratweg zu gehen, hilft Pechstein seine bäuerliche Veranlagung: Ich säe, ich werde ernten. Denn das Leben muß dem Schaffen rechtgeben, dem Gebären, dem Wachsen. Hier eine Stelle aus einem Brief an mich (datiert vom Frühjahr, als er den Krach mit den Sezessionsleuten hatte und Berlin der Reklametrommel des Futuristenschwindels nachlief):

„Hol's der Teufel, schaden kann's mir doch nicht, denn ich arbeite trotz allem und jedem weiter. . . Eine jede Arbeit in der etwas von der Lebensenergie des Schaffenden ist, hat Bestand und erregt doch früher oder später im einzelnen Menschen etwas von dem Schönheitsgenuß, den der Schaffende empfunden; und was will man, man malt doch ohne jede Rücksicht und weil man muß. Theorie ist gut, aber eine Maschine nur theoretisch auf dem Papier, arbeitet noch nicht, löst noch nichts aus. Herrgott, wie kräftig ist ein Frühling, treibt, schießt und stößt die Kräfte heraus; unbekümmert um den Mist, mit welchem der Boden gedüngt, kommen die Blumen durch.“

Das ist der Mensch Pechstein. Und warum soll man nicht von ihm reden, da sein Werk in dieser Ausstellung uns lehrt, zwischen Leben und Kunst keine Scheide zu machen? Da hängen zwei Selbstporträts, die von einer wichtigen Wandlung seines Lebens erzählen. Das erste datiert von 1910, zeigt uns noch die kecke Pose des Welteroberers, der die harte Realität noch immer nicht in ihrer Unüberwindlichkeit gefühlt hat. Das zweite, vom Ende

1912, zeigt den, der die brutale Last des Daseins als einer dinghaften Bestimmtheit in ihrer ganzen Schwere auf sich nahm . . .

Seine Kunst ist zu einem unendlichen Weg geworden, zu einer Aufgabe, zu einer moralischen Pflicht gegen seine Begabung. Eine Welt an Erlebnissen liegt zwischen diesen Bildern. Sie trennt ihn nunmehr radikal von allen Aestheten und Formalisten, die immer nur mit scheelem Verdacht auf ihn sahen. Und sie bringt ihn selbst der Harmonie seiner seelischen Kräfte näher, die ja unbedingte Voraussetzung alles Schaffens ist. Jener Raubtierzug, der sich gierig auf alle Erscheinungen des Lebens stürzte, immer aktiv, sammelnd, krösische Schätze einheimend, als müßte für Enkel und Urenkel aufgehäuft werden, was im Leben reizte, ist vor dem Drang nach Ordnung, Durcharbeitung, Gestaltung ein gutes Stück gewichen.

Die Organisierung des gesamten Erlebens ist gewachsen, alle Willkür beschränkt, gehemmt. Nach Worten wird geschieden. Ja und Nein, Gut und Böse, Wahr und Falsch, Schön und Häßlich härter, reiner voneinander gesondert. Paktieren wird unmöglich, weil es Verrat am Leben und an der Kunst bedeuten würde.

Diesen freieren Blick für den Menschen und den Künstler Pechstein verdanken wir seinen Fresken in der gelben Villa vor dem Walde. Indem er uns hier ein ganz neues Erlebnis vom Raume schuf, gab er uns zu seinen Einzelbildern eine neue Distanz. So durchgearbeitet sie sind, sie bedeuten uns nur Anweisungen, Vorbereitungen auf eine neue Großtat.

Er gab den Deutschen eine neue Kunst. Wird er mit ihr auch den unerquicklichen Stand unserer erstickenden Kunstpolitik revoltieren können? Wir wollen ihm auf diesem Wege helfen mit dem Ruf: Wände her für Max Pechstein!